



Aus Freude am Lesen

Die erfolgreiche Münchner Geschäftsfrau Sigrid findet eines Abends beim Nachhausekommen ihre Tochter völlig verstört vor. Judith, Ende zwanzig, stürzt ohne Erklärung aus der gemeinsamen Wohnung. Auf dem Küchentisch entdeckt Sigrid einen geöffneten Brief. Ein Amtsschreiben, in dem steht, dass eine Mrs Linda Hamstad, ehemals Macksiepen, in Manchester verstorben sei und die Verwandtschaft gebeten werde, wegen der Nachlassregelung mit den dortigen Behörden Kontakt aufzunehmen. Linda ist Sigrids Mutter, die kurz vor Kriegsende wortlos verschwand. Von der Sigrid stets behauptet hatte, sie wäre längst tot. Der sorgsam gehütete Mythos, ihr Schutzwall gegen die unheilvolle Vergangenheit, droht brüchig zu werden. Ist es an der Zeit, ihre Tochter in die Familiengeheimnisse einzuweihen?

BRIGITTE BEIL, aufgewachsen in Münster, studierte Literaturwissenschaft, Philosophie und Publizistik und arbeitet als freie Journalistin und Buchautorin. Schwerpunkte ihrer zahlreichen Sachbücher, von denen mehrere in verschiedene Sprachen übersetzt wurden, sind soziale und psychologische Themen. Brigitte Beil hat zwei erwachsene Kinder und lebt mit ihrem Mann in München. Nach »Maskal oder Das Ende der Regenzeit« und »Eiswinter« ist »Ein Brief aus England« ihr dritter Roman.

BRIGITTE BEIL BEI BTB
Eiswinter. Roman (74186)

Brigitte Beil

Ein Brief aus England

Roman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Originalausgabe Mai 2013,

Copyright © 2013 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © TrevillionImages/Mark Owen

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74572-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

*»Die dunkle Seite der Seele ist wie die
unsichtbare Rückseite des Mondes.«*

DAN BAR-ON

Da vorne ist er.

Zwar kann ich ihn nicht sehen, weil er im Sarg liegt und ein schwarzer Wall von Trauergästen das offene Grab umgibt. Aber dennoch – er ist da. Zumindest das, was von ihm übrig blieb.

Beerdigung am Dienstag, dem 26. November, um 11.00 Uhr im Ostfriedhof, hatte unter der Todesanzeige in der Süddeutschen Zeitung gestanden. Und im städtischen Bestattungskalender fand sich außer Gustav Macksiepen kein anderer, der zu dieser Zeit dort begraben werden sollte. Er muss es sein. Mein Vater.

Wann bin ich ihm zuletzt so nahe gewesen?

Plötzlich steht Judith an meiner Seite. Sie hat bis jetzt neben dem Eingangstor an der roten Ziegelsteinmauer gelehnt, während ich mich weiter vorwagte, um aus der Deckung einer mächtigen Eibe den Worten des Pfarrers zu lauschen.

Er kann den Alten nicht gut gekannt haben. Oder er wurde mit Märchen gefüttert. Oder er spult einfach die üblichen Sprüche herunter.

... liebevoller, vorbildlicher Familienvater – im Glauben gefestigter Sohn der Kirche – selbstloser Betreuer seiner Patienten...

Ist das zum Weinen, zum Lachen, zum Weglaufen?

»Kennst du jemanden von ihnen, Mama?«, wispert Judith und weist mit dem Kinn auf die dunklen Gestalten.

Mama. Noch immer zieht sich mein Herz zusammen, wenn sie mich so anredet. Zu lange gab es zwischen uns nur Kühle, Distanz, sogar offene Feindseligkeit. Es wird dauern, bis ich mich an diesen Ausdruck der Nähe gewöhne.

»Nein.«

Aufmerksam habe ich alle betrachtet, die das Grab umstehen. So gut es eben ging bei der Entfernung, dem Gedränge, der Trauerstaffage von Hüten, Schleiern, hochgezogenen Tüchern. Und ich beobachte sie weiter, während nun Einzelne vortreten, Blumen niederlegen, eine Schaufel Erde in die Grube streuen und unter Beileidsgemurmel Hände schütteln. Nein. Vielleicht könnte mir sogar nach so langer Zeit noch der ein oder andere von den alten Gefährten aus seiner *großen Zeit* bekannt vorkommen, aber bis auf zwei gebeugte Männer, an denen ich nichts annähernd Vertrautes entdecke, ist niemand aus der Altersgruppe meines Vaters erschienen. Natürlich. Die meisten werden tot sein, und der Rest hält vermutlich irgendwo im Verborgenen den Atem an.

Mein Vater. Was würden die Leute da drüben, seine Angehörigen, sagen, wenn sie wüssten, wer hier steht – seine Tochter und seine Enkelin, seine andere Familie? Ob jemand von ihnen sich noch erinnert, dass es diese anderen je gegeben hat? Oder haben sie alles gestrichen, so wie er es tat, damals, nach der Katastrophe?

Ich versuche, mir seine Reaktion vorzustellen, wenn es Judith und mir gelungen wäre, unseren Plan auszuführen. Einfach an seiner Haustür hatten wir klingeln wollen und sagen: Hier sind wir, du kannst uns nicht länger übergehen. Ob er uns verleugnet hätte? Bestritten, dass es eine Verbindung zu uns gab? Wahrscheinlich hätte man uns beide auf schnellstem Weg hinauskomplimentiert, das habe ich meiner Tochter immer wieder gesagt. Jemand aus der Familie würde eingegriffen haben, einer, dessen Name unter der Todesanzeige stand und der sich berechtigt fühlte, die Eindringlinge, die *Bastarde* in die Schranken zu weisen. Helga vielleicht, die Witwe, seine Ehefrau vor und nach meiner Mutter, vielleicht auch Heiner oder Gudrun oder ein anderer von meinen Halbgeschwistern.

Egal, jetzt ist es zu spät für den Überraschungscoup.

Aus dem Augenwinkel nehme ich eine Bewegung wahr. Nur wenige Meter links von uns steht Karola im langen dunkelblauen Mantel, den Topfhut tief in die Stirn gezogen, und schüttelt ihren Schirm aus. Hat es geregnet? Ich hebe das Gesicht zum Himmel, fange ein paar letzte vereinzelte Tropfen auf, die eine schwere, schwarzgraue Wolke im Abziehen fallen lässt, und spüre plötzlich, dass mein Haar an den Schläfen klebt, fühle die Feuchtigkeit in meiner Wolljacke und an den Spitzen meiner dünnsohligen Schuhe.

Karola schaut nicht zu uns herüber, aber bestimmt ist sie gekommen, um auf ihre Schützlinge zu achten, wie sie es immer getan hat. Für alle Fälle. Und natürlich auch, weil sie den alten Macksiepen kannte, gut kannte. Genauso wie

meine Mutter. Auch die kannte Karola besser, als es mir je möglich war. Und dass meine vagen Erinnerungsbilder schließlich Konturen annahmen, dass ich die Gesichter meiner Eltern wieder vor mir sehe und weiß, in welche Verstrickung wir alle gerieten, verdanke ich allein ihr.

Soweit ich zurückblicken kann, war Karola da. Wann immer ich an früher denke, was lange Zeit nur selten geschah, steht Karola an den Nahtstellen, an den Kreuzungen. Sie bewahrte mich davor, verloren zu gehen, in Abgründe zu stürzen. Mehr als ein halbes Leben hat es gebraucht, bis mir das klar wurde.

Sie muss sehr jung gewesen sein, als sie mich unter ihre Fittiche nahm, höchstens siebzehn Jahre alt. Karola Bachmeier, *ein einfaches Ding vom Land*, wie sie selbst sagt, dem ein neugeborenes Baby in Obhut gegeben wurde. Seitdem blieb sie – trotz aller von meinem Vater errichteten Hindernisse – meine zuverlässige Beschützerin.

Unvorstellbar, wie sie es in den folgenden unruhigen Zeiten schaffen konnte, mich während meiner Odyssee durch Waisenhäuser, Kinderheime und Internate immer wieder aufzustöbern. Sogar aus den Trümmern des Münchner Luisenstifts hat sie mich gezogen, als ich hinter einer Kellerbank steckte und von den anderen längst aufgegeben worden war. Woher hatte sie den Mut und die Raffinesse, sich den Verboten zu widersetzen und mir auf verschwiegene Wege wenigstens ab und an ein Geburtstagspäckchen oder eine Weihnachtskarte zukommen zu lassen? Zumindest zeitweilig kann das nicht ungefährlich gewesen sein. Und wie

brachte sie später die schier endlose Geduld auf, mit der sie meine gelinde gesagt wenig einnehmende Art ertrug? Und auch noch die Betreuung meiner Tochter übernahm, damit ich mich ums Geschäft kümmern konnte?

Karola. Bis vor wenigen Monaten erschien sie mir nur wie ein nützlicher Funktionsträger, nicht mehr als ein alltäglicher Gebrauchsgegenstand. Tiefe Scham überfällt mich, wenn ich daran denke. Dabei ist sie mit Sicherheit der Mensch, dem ich am meisten vertrauen kann, sie kennt mich besser als irgendjemand sonst auf der Welt, während ich von ihr all die Jahre über kaum etwas wusste. Weil ich mich schlicht nicht dafür interessierte. Und als ich endlich anfang nachzufragen, winkte sie lächelnd ab: Da gäb's nichts Besonderes zu berichten.

Aber immerhin ließ sie sich entlocken, dass sie aus Leberskirchen stammt, einem verwinkelten niederbayerischen Dorf nördlich von Vilsbiburg. Den am Ortsrand gelegenen Hof ihrer Eltern hatte der ältere Bruder übernehmen sollen, der jüngere wurde Lehrer im Nachbardorf Schalkham, für sie selbst war die Heirat mit einem Einödbauern vorgesehen.

Eine schreckliche Vorstellung, völlig abgeschieden zwischen den Hügeln zu sitzen, und dann noch mit diesem grobschlächtigen Xaver, so meinte sie, hätte der Auserwählte geheißен. Unterstützt von ihrer Großmutter hatte sie die Eltern umstimmen und die Stelle als Kindermädchen bei dem Münchner Doktor antreten können, für die eine Verwandte aus der Stadt eine Bewerberin suchte. Mehr war nicht aus ihr herauszubringen. Gab es irgendwann eine Liebesgeschichte in ihrem Leben? Hatte sie Träume, die über die Sorge für uns

hinausgingen? Ich weiß es nicht, und ich weiß auch nicht, wie sie zu ihrer Besonnenheit kam, zu ihrer Großmut und der unerschütterlichen Zuneigung, mit der sie uns umgab: meine Mutter, meine Tochter und zuallererst mich selbst.

Zweifellos steht Karola hier auf dem Friedhof, weil sie Zeugin sein will, wie der alte Macksiepen unter die Erde kommt. Um ganz sicher zu sein, dass er uns nicht mehr verletzen kann.

Aber was ist mit mir? Warum bin ich hier? Etwa nur, weil Judith mich drängte und behauptete, es sei besser, ihm bei seinem Begräbnis nahezukommen, als überhaupt nie? Nein, es ist etwas anderes, das wird mir erst jetzt, in diesem Moment bewusst. Ein Satz muss mich hergetrieben haben, den unser Vertreter für Mecklenburg-Vorpommern, ein junger, smarter Typ, von dem man derartige Äußerungen nie erwartet hätte, neulich im Entree meiner Firma fallenließ, als ich gerade vorbeiging. Den Zusammenhang habe ich nicht mitbekommen. »Es kann eine Erlösung sein«, hörte ich ihn zu ein paar Kollegen sagen, »wenn ein Mensch stirbt, nach dessen Liebe du dich gesehnt hast: Du erwartest nichts mehr, du hörst auf zu hoffen, und das macht dich frei.« Ohne es zu wollen, habe ich diesen Satz offenbar gespeichert. Plötzlich taucht er wieder auf. Und ich glaube, er ist wahr.

Noch vor kurzem wäre es unvorstellbar gewesen, dass ich solche Gedanken an mich herangelassen hätte. Als *verquast*, *verstiegen*, *sentimental* würde ich sie abgetan haben. Absolut nicht mein Ding. Immer wieder erstaunt über mich selbst,

stelle ich fest, dass ich neuerdings Menschen wahrnehme, an denen ich bislang achtlos vorbeigegangen bin. Zum ersten Mal *sehe* ich sie wirklich und glaube zu erkennen, zumindest bei einigen, was sich hinter ihrer zur Schau gestellten Fassade verbirgt.

Seit ich weiß, was mit mir selbst geschehen ist und wie ich zu der wurde, die ich Jahrzehnte hindurch war, scheint auch mein Blick auf andere geschärft. Inzwischen bin ich ein paarmal auf Augen getroffen, die denen glichen, die mir lange Zeit aus dem Spiegel entgegengeschaut hatten, eiskalt standen sie in verschlossenen Gesichtern, verweigerten jede Nähe, jeden Einblick. Erst neulich wieder bei einem Empfang der Industrie- und Handelskammer, zu dem ich als Unternehmerin regelmäßig eingeladen bin. Ich sehe den Mann noch deutlich vor mir, mit dem ich im Gedränge zusammenstieß, der sich zwar entschuldigte, weil ein Schuss Prosecco aus seinem Glas auf meinen Jackenärmel geschwappt war, mich dabei aber mit einem Blick maß, der mir den Frost über den Rücken trieb. Mein alter Blick – ich kann die Leere, die Verlorenheit dahinter spüren.

In letzter Zeit sind Dinge vorgefallen, die alles geändert haben.

Liebe – wann hätte ich je über die Liebe meines Vaters nachgedacht? Für mich gab es keinen Vater, genauso wenig eine Mutter. Weg waren die zwei, verschwunden, seit langem versenkt in einem schwarzen Loch. Spurlos, ohne Erinnerungen, ohne Geschichten, ohne Bilder – meinte ich, bis vor

fünf Monaten diese Nachricht eintraf, die uns, Judith und mich, vollkommen aus der Bahn warf.

Doch erst jetzt, nachdem sie beide tatsächlich tot sind, ganz offiziell und amtlich verbürgt, traue ich mich, genau hinzudenken, ohne Angst, in einen Mahlstrom zu geraten. Ich muss nichts mehr fürchten, wenn ich mich der Vergangenheit stelle, wenn ich verworrenen Gefühlen nachspüre und mein Leben unter die Lupe nehme. Es war ein warmer Abend im Juni, als es begann.

Wie eine Feuersäule stieg der Schmerz in mir hoch. Ich stand im Flur, zog die Luft durch die Zähne und starrte reglos auf die schwingende Kette vor dem weißen Lack der gerade ins Schloss gefallenen Wohnungstür. Der Knall hallte in meinen Ohren, aber er war nichts gegen das innere Brennen – ein eigenartiges Lodern, ungewohnt und doch auf seltsame Weise vertraut.

Als ich an diesem Abend gegen sieben Uhr die Wohnung betreten hatte, schien meine Welt noch in Ordnung. Im Licht der tief stehenden Sonne glänzte das Parkett wie dunkler Honig, die Luft roch intensiv nach den Lilien, die mir – einen ganzen Arm voll gleich – ein paar Mitarbeiter am Tag zuvor zum Geburtstag überreicht hatten. Ein betörender Duft, für mein Empfinden fast zu schwer.

Ich wandte mich nach rechts, um die großen Flügelfenster im Wohnzimmer zu öffnen – und wäre beinahe mit meiner Tochter zusammengeprallt. Wie eine Furie kam Judith aus der Küche gestürzt, blieb einen Moment lang vor mir stehen und fegte dann hinaus, während die Tür krachend hinter ihr zuschlug. Wortlos, mit einem Gesichtsausdruck, der mir in die Knochen fuhr. Fremdheit stand darin und Ablehnung und eine Prise Mitgefühl. Zumindest glaubte ich, das zu sehen.

Ich kannte diesen Ausdruck. Aber woher?

Ich erinnere mich, dass ich auf den Garderobenstuhl sackte, die Fäuste gegen die Brust gepresst, und dass in meinem Kopf plötzlich Bilder auftauchten – schemenhaft zunächst. Mein Kinderzimmer. Im Halbdunkel sehe ich durch die Gitterstäbe meines Bettes ein weißes, starres Gesicht, einen Mund, der vergeblich zu sprechen versucht, und Augen, die mich mit einer Mischung aus Feindseligkeit und Wehmut fixieren. Stumm wendet das Gesicht sich ab, der helle Türspalt wird geschlossen. Ich bleibe allein zurück und spüre, dass es für immer ist.

Der Abend, an dem meine Mutter mich verließ, spurlos verschwand, lag Jahrzehnte zurück. Wieso holten diese Bilder mich jetzt ein? Ich weiß noch, dass ich mich schüttelte, um das peinigende Gefühl loszuwerden. Wie albern, sich davon nach so langer Zeit überrollen zu lassen.

Ein Schlüssel wurde im Schloss gedreht.

Judith? Vielleicht kam sie zurück. Vielleicht bereute sie den dramatischen Abgang und erklärte mir ihr seltsames Verhalten. Nein, es war nicht meine Tochter. An ihrem schleppenden Gang erkannte ich Karola schon, ehe sie über die Schwelle trat. Seit einer Hüftoperation vor vier Jahren zieht sie ihr rechtes Bein nach. Schnell ließ ich meinen Kopf an die Stuhllehne fallen und schloss die Augen. Nur jetzt nicht die besorgte Stimme hören, nicht dem hellsichtigen Blick standhalten müssen. Es funktionierte. Mit leisem Seufzen schlurfte Karola so geräuschlos wie möglich an mir vorbei Richtung Küche. Vermutlich durchschaute sie mein Manöver, schließlich kannte sie mich seit meiner Geburt und fiel kaum je-

mals auf einen der Tricks, mit denen ich mir ihre Fürsorge vom Leib zu halten versuchte, herein. Ich ertrug es nicht, dass jemand sich in meine Belange einmischte. Egal, wie gut gemeint. Karola schien keinen Anstoß an meinen oft harschen Reaktionen zu nehmen, mit unerschütterlichem Gleichmut führte sie die Regie in meinem Haushalt und bemühte sich hartnäckig, die Atmosphäre *ein bisschen nett* zu gestalten. *Nett* – ein Hasswort für mich!

Ich hörte Karola hinter der angelehnten Küchentür rumoren. Kartoffeln wurden polternd in einen Korb geschüttet, Flaschen im Kühlschrank verstaut, Stühle gerückt, knisternde Tüten in den Schrank geräumt. Plötzlich gespannte Stille, und im nächsten Moment stand sie im Flur.

»Hast du mit so was gerechnet?«, rief sie ohne Rücksicht auf meinen Tarnschlaf. »Nach all den Jahren?« Ihre Stimme klang tief und brüchig, wie die einer Kettenraucherin, obwohl sie zeitlebens nie eine Zigarette angerührt hat.

Ich wandte ihr den Kopf zu und schaute sie verblüfft an. »Wieso? Was meinst du?«

»Na, diese Nachricht hier. Hast du sie etwa nicht gelesen?« In der hoch erhobenen Hand schwenkte sie ein Blatt Papier.

Gelesen? Natürlich nicht, bislang hatte ich nur meinen Gedanken nachgespürt.

Was konnte das für ein Schreiben sein? War Judith vielleicht deswegen so hastig davongerannt? Wie elektrisiert sprang ich auf die Füße.

»Lass mich sehen!« Ich lief zu Karola, riss ihr den Bogen aus der Hand und lief weiter zum Küchenfenster, im Schein

der letzten Sonnenstrahlen würde ich besser lesen können. Schon nach zwei Zeilen begann meine Hand zu zittern.

Ohne den Brief wäre ich vielleicht unbehelligt durchgekommen bis an mein Lebensende: Sigrid Johansen, erfolgreiche Geschäftsfrau, selbständig, unabhängig, unanfechtbar. Aber mit diesem Blatt änderte sich alles, es brachte mein System zum Einsturz. Ein trockenes Amtsschreiben aus England. Adressiert war es an die *Familie Johansen-Macksiepen*, deshalb hatte Judith sich offenbar angesprochen gefühlt und das Kuvert geöffnet.

Vor vier Wochen, stand auf dem Papier, sei eine Mrs. Linda Hamstad, ehemals Macksiepen, in einem Heim für geistig Verwirrte – sie nannten es *mental home* – in Manchester gestorben, und die Verwandtschaft werde gebeten, wegen der Bestattungskosten und der Nachlassregelung mit den dortigen Behörden Kontakt aufzunehmen.

Linda, meine Mutter, die kurz vor Kriegsende fortgegangen und nie mehr aufgetaucht war, ließ also doch noch einmal von sich hören. Aber *Hamstad*? Vermutlich ihr Mädchenname, den sie nach der Trennung von uns wieder angenommen hatte. Oder hatte sie noch einmal geheiratet? Unter welchem Namen und in welchem Zustand auch immer – wieso nur musste sie sich so unerwartet zurückmelden, in mein Leben eingreifen? Alles in mir bäumte sich dagegen auf. Für mich, für mein Empfinden war diese Frau seit langem tot. Selbst wenn ich mich intensiv bemühte, fiel mir nicht einmal mehr ihr Aussehen ein, kein Lachen, keine einzige Geste. Selbstverständlich hatte ich sie auch in den an

meine Tochter weitergegebenen Geschichten längst das Zeitliche segnen lassen – und selbstverständlich würde Judith sich belogen fühlen. Mein sorgsam gehüteter Mythos geriet ins Wanken.

Heute sehe ich in diesem Brief so etwas wie eine glückliche Fügung, obwohl ich zunächst meinte, in einen Abgrund zu stürzen.

Mit wackeligen Knien ließ ich mich auf den nächsten Stuhl am Küchentisch fallen, das fatale Papier noch immer in der Hand. Durfte man eine Frau, eine biologische Mutter, von der es über fünfzig Jahre lang kein Lebenszeichen gegeben hatte, etwa nicht als tot bezeichnen? Ich versuchte, mich an die offizielle Regelung zu erinnern. Wann wurde ein Verschwundener für tot erklärt, nach zehn, nach zwanzig Jahren? Gut, vielleicht hätte ich Lindas Sterben nicht detailliert beschreiben sollen, als langsames, friedliches Wegdämmern im Krankenhausbett, aber welche Alternative blieb mir? Ich sah Judith wieder vor mir: ein kleines Mädchen, das beharrlich nach seinen Verwandten fragte. Und ich stand mit leeren Händen da, wenn ich nicht meine Phantasie in Gang setzte und Geschichten erfand. Nun würde sie mir gar nichts mehr glauben, würde alles anzweifeln, was ich über unsere nicht vorhandene Familie erzählt hatte.

Karola, die gegenüber am Tisch saß, reckte sich zu mir, zog den Brief behutsam aus meinen Fingern und hielt ihn dicht vor ihre kurzsichtigen Augen. Seufzend fuhr sie sich durch die grauen Locken, die ihren Kopf wie ein dicker Pelz umstanden.

»Erinnerst du dich an sie?«

Über den Rand ihrer dunklen Hornbrille musterte sie mich mit ihrem durchdringenden Blick, bohrte aber nicht weiter, als ich stumm in die Luft starrte. Die Kälte der Granitplatte nistete sich in meinen aufgestützten Armen ein.

»Manchmal kann man dir nicht in die Augen sehen«, hörte ich Karola sagen. »Sie sind dann wie undurchsichtige Scheiben, hinter denen du verschwindest.«

Ohne auf ihre Worte zu achten, saß ich regungslos da und versuchte herauszufinden, was mit mir geschah. Es war, als zerbrach und riss etwas in meinem Innern, als drängte irgend etwas mit Macht durch einen Spalt. Ich glaubte, mich noch nie so fremd in mir selbst gefühlt zu haben.

Inzwischen weiß ich, dass dies der Moment war, in dem mein Schutzpanzer die ersten Sprünge bekam und tief vergrabene Erinnerungen, dumpfe Ahnungen von längst Vergangenem herauszusickern begannen.

»Und jetzt?« Ich reagierte erst, als Karola mich zum zweiten Mal und lauter ansprach. »Sigrid! Was soll jetzt geschehen?«

Sie schob den Brief über den Tisch und tippte mit dem Finger darauf.

»Kein Problem.« Ich zuckte mit den Achseln und bemühte mich um den Anschein größter Gelassenheit. Auf keinen Fall wollte ich mir von dieser fremden, toten Person die Kontrolle nehmen lassen. »Morgen werde ich die Sache meinem Anwalt übergeben. Ich will nichts damit zu tun haben. Wer soll das schon sein, diese Linda – plötzlich auferstanden als meine Mutter!«

Ich rannte aus der Küche und knallte die Tür so heftig

hinter mir zu, als ließe sich damit die Vergangenheit aus-sperren.

In der folgenden Nacht meldete sich mein Alptraum wieder. Ich weiß nicht mehr, seit wann er mich plagt, es muss sehr früh begonnen haben, als ich etwa vier oder fünf Jahre alt war. Auf einer schartigen Eisscholle treibe ich im Halbdun- kel mutterseelenallein auf ein nebliges Meer hinaus. Anfangs sehe ich noch einen schmalen schwarzen Küstenstreifen, aber dann versinkt alles um mich her in eisigem Grau. Das Grau ist so dick, dass ich es kauen kann. Es füllt mich mit Kälte und überzieht als schmieriger Film meine Haut und mein Haar. Ich fühle, wie ich erstarre, und schreie um Hilfe, aber nie- mand antwortet. Vom Knirschen eines Gletschers wache ich auf – es ist das Geräusch meiner eigenen Zähne.

Schweißgebadet ging ich ins Bad, kühlte mein Gesicht, zog ein frisches Hemd an und wollte, zurück im Bett, einfach weiterschlafen. Ungezählte Male hatte ich trainieren kön- nen, die Anschlussängste beiseitezuschieben. Mein bewähr- ter Trick funktionierte so, dass ich meinen Gedanken verbot, eine bestimmte, ziemlich nahe Linie zu überschreiten. Die Linie wurde von einer blassen Mauer gebildet, und meistens hielt sie stand. Doch in dieser Nacht klappte es nicht. Wäh- rend ich mich auf meine Übung konzentrierte, löste sich die Mauer auf, und an ihre Stelle traten schattenhafte Gestalten, von denen eine, wie ich erst langsam begriff, ich selber war, klein und sehr verlassen. Ein anderer, größerer Schemen mit verschwommenen Zügen, die mir gleichzeitig fremd und



Brigitte Beil

Ein Brief aus England

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74572-2

btb

Erscheinungstermin: April 2013

Es sind die Geheimnisse früherer Generationen, die uns ein Leben lang prägen.

Die erfolgreiche Münchner Geschäftsfrau Sigrid findet eines Abends beim Nachhausekommen ihre Tochter völlig verstört vor. Judith, Mitte zwanzig, stürzt ohne Erklärung aus der gemeinsamen Wohnung. Auf dem Küchentisch entdeckt Sigrid einen geöffneten Brief. Ein Amtsschreiben, in dem steht, dass eine Mrs Linda Hamstad, ehemals Macksiepen, in Manchester gestorben sei und die Verwandtschaft gebeten werde, wegen der Nachlassregelung mit den dortigen Behörden Kontakt aufzunehmen. Linda ist Sigrids Mutter, die kurz vor Kriegsende plötzlich verschwand. Von der Sigrid stets behauptet hatte, sie wäre längst tot. Der sorgsam gehütete Mythos, ihr Schutzwall gegen die unheilvolle Vergangenheit, droht brüchig zu werden. Ist es an der Zeit, ihre Tochter in die Familiengeheimnisse einzuweißen?